

Leseprobe aus:
Moshtari Hilal
Hässlichkeit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Moshtari Hilal

HÄSSLICHKEIT

Hanser

3. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27682-6

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Moshtari Hilal

Motiv: © Moshtari Hilal

Satz im Verlag, Iris Kochinka

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Dieses Buch handelt von Bildern. Von Bildern in unseren Köpfen, auf unseren Gesichtern, hinter unseren Augen, auf unseren Zungen. Es handelt auch von Blicken. Von unseren Blicken und wie diese sich andere einverleiben und wie Blicke Teil unserer Körper werden. Dieses Buch handelt vom Sehen und Gesehenwerden. Dieses Buch handelt vom Hass in der Hässlichkeit und vom Abseits und Gegensatz des Schönen. Es beginnt bei mir und endet in uns allen.

INHALT

I. Hass 8

II. Nasal Analysis 36

III. Wolfsmädchen 114

IV. Untote 160

V. Versöhnung 192

Literatur- und Bildnachweise 219

I. HASS

Pferdefresse,
was hast du dir gedacht,
so freundlich zu grinsen,
aus meinem Gesicht?

So habe ich nicht ausgesehen,
als ich mir am Morgen die Haare kämmte.
Das war ich nicht.

Am Abend davor hatte ich mir meine Kleidung
zurechtgelegt, farblich abgestimmt,
mit erprobtem Blick
und zaghaftem Mund.

Was hast du dir gedacht,
so freundlich zu grinsen,
aus meinem Gesicht?

Gib mir ein Lächeln.
Der Fotograf an unserer Schule
forderte mein Lächeln ein.
Gib mir ein Lächeln,
und ich lächelte.

Was hast du dir gedacht,
so freundlich zu grinsen,
aus meinem Gesicht?

Ich erinnerte mich an den ersten YouTube-Kommentar,
den ich erhielt, dieser Kommentar,
der mich mein erstes Video löschen ließ:

Pferdefresse

Was hast du dir gedacht,
so freundlich zu grinsen,
aus meinem Gesicht?

Ich sah mich
auf vierzehn passfotogroßen Rechtecken
und sie blickten zurück.

Es war, wie A. mir noch im Schulflur erklärt hatte:

 schiefe Zähne,
 langes Gesicht,
 große Nase.

Vierzehnmals lernte ich mit vierzehn,
dass ich hässlich bin.

An meiner Stelle klebten vierzehn Grimassen
auf dem Fotopapier, das meine Mutter in der Hand hielt.

War ich verzerrt
oder entblößt worden
durch mein Lächeln?

Das nehmen wir nicht, sagte ich meiner Mutter.
Dieses Bild brauche ich nicht und möchte es
nie wieder sehen. Und nie wieder
möchte ich, dass das Bild mich sehen wird.
Meine Mutter faltete den Umschlag,
der meine vierzehn
sich wiederholenden Grimassen
in sich trug.
Sie legte ihn verschlossen in ihre Kommode:
Das ist mein Töchterchen.

Nur eine Mutter konnte ein hässliches Kind lieben.

Ich suche das Foto für dieses Buch.
Ich suche vergeblich
eine hässliche Pferdefresse.
Finde nur das Bild eines Kindes,
das Zähne zeigend
vierzehn Jahre lang zum letzten Mal
gelächelt haben wird.





SELBSTBILDNIS

Als Kind zeichnete ich in einem kleinen Heft,

in was ich hineinwachsen würde.

Ich zeichnete, ich würde eine Frau sein.

Ich zeichnete, ich würde eine Frau mit langen glatten Beinen sein.

Auf der ersten Seite zeichnete ich mich in schmalen Rock und Seidenbluse, mit hochgesteckten Haaren. Ich würde Anwältin werden wie die Anwältinnen in den amerikanischen Serien, die um 20:15 Uhr in unserem Wohnzimmer liefen, durch Gerichtssäle, durch Manhattan, durch unseren Bildschirm. Ich würde anziehend sein. Blicke auf mich ziehen, sie halten und mir hinterherschauen lassen. Meine langen glatten Beine würden mich in High Heels durch den Raum tragen und Frauen wie Männer würden mir Blicke zuwerfen. Ihre Blicke lägen mir zu Füßen, mit roten Sohlen würde ich sie einfangen, unberührt durch die Menge hindurch, niemandem ausweichend, keine Schulter, die meiner keinen Raum ließ, kein unerwidertes Lächeln.

Zehn Zentimeter über dem Boden meine Füße,

ein Meter siebenzig über dem Boden meine Nase.

Wenn ich mich recht erinnere, erinnere ich mich an keine Nase.

Mein Gesicht formte ich herzförmig,
auf einem Körper wie eine Sanduhr,
mit Augen wie Mandeln und Lippen wie samtweiche Kissen.
Meine glatten Beine würden an die glänzenden Glasfassaden
der Twin Towers erinnern, mein glattes Haar an Öl.

Ich zeichnete, ich würde eine Frau sein,
die mit ihren weißen Zähnen lächeln würde,
und mit ihren gepflegten, feinen Fingern
würde sie sich das seidige Haar
aus ihrem zarten Gesicht streichen
und ihre glatten, reinen, zarten,
seidigen, geschmeidigen
Beine übereinanderschlagen.

Ich hatte sie vor Augen, kannte jeden Millimeter des Körpers
dieser Frau. Ich übte mich in Gedanken darin, ihren Körper zu
tragen wie eine fremde Haut, die mir gehören sollte. Eine Haut,
die ich mir abschaute. Ich beobachtete, was jene schönen und
erfolgreichen Frauen ausmachte, zu denen ich gehören wollte
und zu denen meine Mutter und meine Tanten nicht gehörten.
Ich würde anders als sie sein, weil ich mich dazu entschied. Ich
würde eine Frau sein, die wusste, was sie wollte.

Mit vierzehn kaufte ich auf einem Flohmarkt eine 786 Seiten
umfassende Ausgabe eines ursprünglich mehrteiligen alten und
vergilbten Philosophie-Kompendiums. Ich begann, seine unge-
lesenen Seiten mit Abbildungen von Gesichtern, Körpern, Häu-
sern, Möbeln und Kleidung zu bekleben, die ich aus VOGUE,

Harper's Bazaar, Elle, Cosmopolitan und *Architectural Digest* einsammelte. Ich machte mich auf die Suche nach mir selbst in den Magazinen und überführte mich in mein Kompendium. In der Hamburger Zentralbibliothek kopierte ich mir Bilder aus ihren Büchern und übertrug sie zuhause in das eine Buch, das mir gehörte.

In Tagträumen lebte ich in der von mir immer weiter überklebten Anthologie. Ich schloss meine Augen und sah mich einen ganzen Nachmittag in meinem Haus verbringen, auf meinen langen glatten Beinen. Manchmal schlief ich im Gedanken an meine Aussicht lächelnd ein, den Kopf tief zwischen die Sofakissen gebohrt, während meine Mutter wusch, schnitt oder briet. Ich sah sie nicht, ich sah nur mich auf meinen langen glatten Beinen, während dumpf mein Name nachklang aus ihrem erschöpften Mund. Ein Name, an den ich mich in meinem Traumkörper in meinem Traumhaus nicht einmal erinnern konnte. In Gedanken, sofort wenn ich die Augen schloss, wurde ich zu dieser anderen Frau, die meine Mutter nicht kannte.

Immer wenn ich die Taille dieser Frau und die Leerstelle ihrer abwesenden Nase mit meinen gezeichneten Linien auf dem Papier nachzog, wurde ich zu ihr. Die Zeichnungen waren heimliche Baupläne, begleitet von einem Gebet:

Ich werde. Ich werde. Ich werde. Ich werde.

Ich werde. Ich werde. Ich werde. Ich werde.

Ich werde. Ich werde. Ich werde. Ich werde.

02-UK

23:19



Weiblich



Wie würden Sie aussehen, wenn Sie eine Frau wären?



Teilen

TRAUMKÖRPER

Tagträume werden Bau-,
werden Schlachtpläne.

Ein dürres Kind überschlägt sich.
Es ohrfeigt seine Schenkel,
hängt sich an seinen behaarten Achseln auf.
Es kratzt sich die stoppligen Arme
und bläht sich die kleinen Brüste auf.
Es nimmt das Beil und hackt sich die Nase in zwei Teile.
Den einen Teil begräbt es,
den anderen legt es der Mutter in ihre rauen Hände.
Mutter, ich ziehe in eine Schlacht,
mit meiner Klinge an meiner Wange,
mit deiner Tochter an meiner Klinge.

IMITATION

Wie konnte sie so viele erfolgreiche Menschen davon überzeugen, dass sie etwas sei, was sie eindeutig nicht war, fragt die Journalistin Jessica Pressler 2018 im *New York Magazine* und meint den Fall Anna »Delvey« Sorokin. Ja, wie konnte das diesem Mädchen gelingen, das mich in einer Hinsicht an mich selbst erinnerte? Die Rückblenden in die Kindheit der Hochstaplerin in der Shonda-Rhimes-Verfilmung könnten mich zeigen, wenn das Mädchen auf dem Boden sitzt, umgeben von Hochglanzmagazinen, hochkonzentriert darauf, sein ideales Leben aus den Bildern der anderen zusammensetzen. Anna Sorokin, 1991 in Russland geboren, als Migrantin in Deutschland aufgewachsen, ist nur zwei Jahre älter als ich. Sie und ich lesen also dieselben Magazine und imitieren dieselben Körperhaltungen der frühen 2000er It-girls: arrogantes Desinteresse, mit angezogenen Schultern und einem nach oben angewinkelten Arm, in dessen Beuge idealerweise eine Tasche hängt, während auf der Nasenspitze eine große Brille sitzt. Wir rezitieren die Namen der Designer, die wir uns nicht leisten können. Wir studieren Bilder vom vermeintlichen Leben der *Schönen und Reichen* und kleben sie an Orte, an denen wir sie rituell betrachten, wie eine Erinnerung an unsere Zukunft, die uns nie versprochen wurde.

Mit Anfang zwanzig wird Anna nicht nur mehrere Hotels und Banken, sondern auch eine Freundin betrügen, diese Freundin wird sie später in den Medien als soziopathisch, narzisstisch und

kriminell beschreiben. Ihr, der weißen Russin, gelang es für einen Moment, mit ihrem herzförmigen Gesicht und ihren zum Schmollmund verzogenen Lippen in die Welt der Bilder einzudringen, die wir Mädchen beide durch das Hochglanzpapier beobachteten. Diese Bilder wollten von uns beobachtet und begehrt werden, aber durchdringen sollten wir sie nicht. Anna gelang es, die gesehenen Leben zu imitieren, ohne eine von ihnen zu sein. Anna gelang es, den Habitus einer wohlhabenden deutschen Erbin zu imitieren, als die sie sich ausgab, doch fehlte ihr ein solches Erbe. Das ökonomische Kapital ließ sich nicht nachahmen. Anna wurde 2019 wegen Betrugs zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt.

Die Imitation ist ein Versprechen auf den sozialen Aufstieg für die einen und eine Überlebensstrategie für die anderen. Sie kann bedeuten, dass wir versuchen, in der Masse unterzugehen, Normalität nachzuahmen, bis zu einer Austauschbarkeit zu verwässern, die uns aus der Vereinzelung, der Andersartigkeit, der Unsicherheit befreit. Das Assimilationsversprechen ist das Versprechen der Normalisierung unserer Existenz. Aber Menschen wie Anna, sogenannte Hochstapler*innen, die sich anmaßen, nicht Normalität, sondern Exklusivität nachzuahmen, wollen nicht unsichtbar werden. Und auch ich ertrug als junge Frau den Gedanken nicht, nicht gemeint zu sein, wenn unsere Gesellschaft mir von denen erzählte, zu denen wir alle aufblicken sollten, in die wir uns verlieben sollten, denen wir neidlos zuschauen sollten, wenn sie sich in ihrem Ruhm und Reichtum zur Schau stellten.

Die allgemeine Faszination für die Hochstapelei, wie im Fall Annas, rührt daher, dass sie uns nicht fremd ist. Betrug als Lebensmodell wird uns täglich abverlangt. Wir sollen die kollektiven Vorbilder imitieren, die uns vorgesetzt werden, doch scheinbar hat jede Imitation eine Schwelle. Aus der Hochstapelei ergibt sich die Frage nach dem richtigen Maß der Imitation: Wenn die allgemeine Selbstoptimierung auf Imitation beruht, wann schlägt diese in Betrug um? Wann beginne ich zu täuschen, statt lediglich vom Leben der Bessergestellten inspiriert zu werden?

Das sogenannte Imposter-Syndrom, dieses zeitgenössische Gefühl des Betrugs, ist nicht zufällig ein nagender Zweifel, der so viele Menschen begleitet, für die sich das Versprechen des sozialen Aufstiegs ein Stück weit eingelöst hat und die sich nun durch Räume und Gesellschaften bewegen, zu denen ihre eigene Mutter, diese Verkörperung ihrer sozialen Herkunft, niemals Zutritt gehabt hätte. Es handelt sich um das Gefühl, man wäre grundsätzlich fehl am Platz, man hätte es nicht verdient, an seinem jeweiligen Ort zu sein, gesehen, belohnt oder gar geliebt zu werden. Es handelt sich um das Gefühl, dass diejenigen, die historisch an jedem dieser Orte in der Überzahl sind, uns sehen werden, dass sie uns riechen und entlarven werden. Wenn sie uns zu nahe treten, können sie jederzeit erkennen, dass wir nur versuchen, sie zu imitieren, ihre Fremdsprache sprechen, ihre Kleider als Kostüm und ihr Lächeln als Maske tragen, dass wir keine von ihnen sind. Die Geschichte unserer Imitation kann ganz subtil und allmählich verlaufen, in der langsamen Entfremdung von den Gesten der eigenen Mutter, von den Zügen

des eigenen Gesichts. Ein Unbehagen, das sich wie ein Angstschweiß auf der Haut ausbreitet. In der Magengrube bebt diese fürchterliche Angst, zu wissen, dass wir andere imitieren müssen, um auch nur in die Nähe eines guten Lebens zu gelangen.

